



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Ute Neuwöhner, Kriegszeiten. Fragen der Regionalgeschichte. Tagung am  
6. November 1999

---

Jahr 1672 auf ca.30% im Jahr 1782.

Und was ist mit den sogenannten „Ackerbürgerhäusern“ mit ihren großen Dielentoren, wie man sie selbst bei repräsentativen bürgerlichen Bauten wie dem Heisingerschen Haus und dem Haus Bachstraße 1 findet? Dazu muß man beachten, daß das Dielenhaus in Nordwestdeutschland bis in das 17. Jahrhundert hinein der Haustyp schlechthin war, die hohe Diele als ein multifunktionaler Wohn- und Wirtschaftsraum von allen sozialen Schichten und Berufsgruppen genutzt wurde. Als dann im Barock das Flur- und Etagenhaus mit Türeingang modern wurde, wie es uns heute vertraut ist, wandte sich auch die Paderborner Honoratiorenschaft dieser Art des Wohnens zu, baute alte Gebäude entsprechend um oder errichtete neue Häuser.

Analog lassen sich fast alle Urteile über die Verhältnisse in Paderborn zwischen 1648 und 1802 redigieren. Natürlich kannte auch diese Epoche Höhen und Tiefen. Nach einem langanhaltenden, kontinuierlichen Bevölkerungsanstieg bis in die 1730er Jahren folgte ein deutlicher Einbruch in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Doch noch in der fürstbischöflichen Zeit und nicht erst

unter französischer und preußischer Verwaltung erfolgte die Trendwende. Die ganze Epoche hindurch blieb Paderborn für Zuwanderer attraktiv. Sie stellten die Hälfte aller Neubürger. Aus ganz Europa kamen Menschen nach Paderborn. Die städtische Führungsschicht der Kaufleute und Beamten schottete sich gegen die Neuankömmlinge nicht ab, ganz im Gegenteil. Mehr als zwei Jahrhunderte vor der Gründung der Europäischen Union begegnen uns in Paderborn Einwanderer aus Italien, Frankreich und den Niederlanden in den höchsten Ämtern der Stadt und des Territoriums, sogar als Bürgermeister und Vizekanzler. Man könnte fragen, ob in dieser Hinsicht das 18. Jahrhundert nicht sogar moderner war als das 20. Jahrhundert.

Doch nicht nur als Plädoyer für eine neue, differenzierte Sicht einer vergangenen Epoche soll dieser Beitrag und der ganze Band 2 stehen, sondern er möchte auch einladen in den Alltag, in das Familienleben, die private Wohnkultur und das bunte gesellschaftliche Leben Paderborns in der Frühen Neuzeit.

## Kriegszeiten

### Fragen der Regionalgeschichte. Tagung am 6. November 1999

von Ute Neuwöhner

Die Auseinandersetzung mit der Problematik „Krieg“ bzw. „Krieg und Frieden“ ist lange Zeit in der Geschichtswissenschaft vornehmlich aus der „Perspektive von oben“ - nicht zuletzt aufgrund der Quellenlage - erfolgt, wodurch die Herrschenden, die Heerführer sowie die Schlachten und ihr Verlauf etc. in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wurden. Demgegenüber wurden die Auswirkungen eines Krieges auf die jeweils betroffene Zivilbevölkerung

wenig oder gar nicht berücksichtigt. Diesen „Blick von unten“, dem sich in jüngerer Zeit nicht zuletzt die Friedensforschung widmet, versuchte auch die achte Regionalgeschichtstagung an der Universität Paderborn einzunehmen und somit der Antwort auf die Frage näher zu kommen, „wie der Krieg das direkt beteiligte Individuum oder Gruppen von Menschen berührt, ihr Leben verändert, spezifische Verhaltensnormen begründet.“

In seiner allgemeinen Einführung skizzierte Prof. Dr. Frank Göttmann den theoretischen und philosophischen Rahmen des Themas und spannte dabei einen weiten Bogen von der Antike bis in unsere Tage. So wurde schon in der christlichen Spätantike die Problematik des „bellum iustum“ – des gerechten Krieges –, also der moralischen Rechtfertigung des Krieges, diskutiert, was auf die praktische Ebene bezogen bedeutete, mittels allgemein anerkannter rechtlicher Verfahrensregeln die Kampfhandlungen in einigermaßen geordneten (und lenkbaren) Bahnen zu halten, um so gerade der Zivilbevölkerung einen gewissen Schutz zu gewährleisten. Auf der anderen Seite stand jedoch das unbeschränkte Recht des Siegers auf Eroberung und Beute, wobei die Zivilbevölkerung immer – wenn auch auf unterschiedliche Weise – stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. So gehörte in der Antike das gesamte besiegte Volk selbst zur Beute hinzu, im Mittelalter suchte man – z.B. in der Fehde durch Schadenstiftung (Raub und Brand) – die Zivilbevölkerung gezielt zu treffen und in der Frühen Neuzeit belasteten trotz theoretischer Überlegungen zur Schonung der Zivilisten Requisitionen und Kontributionen die Bevölkerung. Gerade die Konfessionskriege – und hier besonders zu erwähnen die Endphase des Dreißigjährigen Krieges – gerieten zu regellosen Kriegen, in denen Verbündete wie Feinde die Zivilbevölkerung gleichermaßen ins Elend stürzten.

Hinsichtlich der staatsrechtlichen und staatsphilosophischen Auseinandersetzung mit dem Thema Krieg wies Göttmann darauf hin, dass nach der pessimistischen Sichtweise Thomas Hobbes', wonach Krieg der Urzustand sei („Homo homini lupus est“), sich gerade die gegenläufige Denkweise herausgebildet habe, die im Frieden – als höhere Stufe der Kultur – den Naturzustand der Menschen sah (z.B. bei

Kant und Fichte). Hierbei darf natürlich nicht vergessen werden, dass sich auf der praktischen Ebene Friedensbemühungen sowie Macht- und Herrschaftsinteressen der Herrschenden stets verquick(t)en. Zudem wird gefährlicher- und problematischerweise bis heute Krieg als geeignetes Mittel zur Durchsetzung von Frieden angesehen.

Nach dieser Hinführung zum Thema hielt den ersten Vortrag der Tagung Prof. Dr. Lothar Wierschowski (Universität Oldenburg) unter dem Titel „‘Nicht Geschlecht, nicht Alter brachte Erbarmen‘ (Tac. Ann. I 51,1) – Zum Schicksal der Zivilbevölkerung in den Germanenkriegen Roms“. Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete das nach der verloren gegangenen Varus-Schlacht im Jahre 9 n.Chr. veränderte Germanenbild der Römer, dessen Folge ein wesentlich härteres Vorgehen gegen die Germanen war. Diesen Sachverhalt erläuterte Wierschowski anhand der von Germanicus geführten Kriege (14-16 n.Chr.), in denen das römische Heer nach Tacitus 14 n.Chr. an dem germanischen Stamm der Marser, der im Gebiet zwischen Ruhr und Lippe siedelte, ein regelrechtes Massaker verübte. Diese Ausrottung eines ganzen Volkes stellte keinen Einzelfall dar. Das Vorgehen des Germanicus, der eine Politik der verbrannten Erde mit bewusst wahllosem Morden verfolgte, spiegelte ganz im Gegenteil die allgemeine Praxis vor allem der Zeit nach der Varus-Niederlage wider und wurde damit begründet, dass alle Germanen kollektiv für die verloren gegangene Schlacht verantwortlich seien und somit bestraft werden müssten. Im Übrigen könnten, so Wierschowski, die Kriege des Germanicus nicht als persönlicher Rachefeldzug interpretiert werden, da die an der Varus-Schlacht beteiligten Germanen von römischer Seite als Empörer und Abtrünnige im eigenen Herrschaftsgebiet angesehen wurden.

Anhand des Schicksals der Sugambri und der Marser konnte Wierschowski folgende mögliche Auswirkungen für die Zivilbevölkerung in den Germanenkriegen verallgemeinernd herausarbeiten: Ermordung (insbesondere der Männer) und Behandlung als Beuteobjekte (vor allem Frauen und Kinder); nach bedingungsloser Kapitulation Vertreibung und Umsiedlung ins römische Gebiet; Abwanderung und Flucht aus dem Siedlungsraum in ein nicht-römisches oder nicht römisch beeinflusstes Territorium; völlige Vernichtung; Selbstmorde; Versklavung und letztlich wirtschaftliches und politisches Chaos in den betroffenen germanischen Gebieten. Andererseits konnte die germanische Oberschicht aber ihre Lebensbedingungen durch Übereinkommen mit den Siegern und nachfolgende Romanisierung auch verbessern. Im Allgemeinen jedoch galt die Zivilbevölkerung als reine Verfügungsmasse. Überhaupt – so Wierschowski – müsse davon ausgegangen werden, dass im Altertum die Bevölkerung in wesentlich höherem Maße in Mitleidenschaft gezogen wurde als bisher angenommen. Denn die Auffassung, Zivilisten von vornherein aus Kampfhandlungen herauszuhalten, hatte sich noch nicht ausgebildet.

Die kriegsbedingten Folgen, mit denen die Menschen des Mittelalters zu kämpfen hatten, erläuterte Prof. Dr. Matthias Springer (Universität Magdeburg) in seinem Vortrag „Ein alltäglicher Krieg oder ein ungewöhnlicher Krieg: Karl der Große und die Unterwerfung Sachsens“. Er machte darauf aufmerksam, dass das seit Jahrzehnten von der Wissenschaft tradierte Bild Karls des Großen, das eng mit der 'fränkischen Renaissance' verknüpft ist, eher eine Wunschvorstellung sei. Vielmehr seien dem Kaiser seine Kriege wichtiger gewesen, was sich aus den fränkischen Reichsannalen, die die Sichtweise Karls wiedergeben, ablesen lässt. Zudem galt im

Mittelalter das Führen von Kriegen als übliche Herrschaftsaufgabe. Legt man Karls Sicht zugrunde, hat somit gerade nicht die 'fränkische Renaissance', sondern die Unterwerfung und Bekehrung Sachsens als seine größte Leistung zu gelten.

Springer wies ferner darauf hin, dass man die Kriege des Mittelalters nicht mit den Nationalkriegen des 19. und 20. Jahrhunderts verwechseln dürfe, die Kriege zwischen Staaten gewesen seien. Im Mittelalter war es nämlich durchaus üblich, Kriege zwischen Obrigkeiten und Untertanen zu führen, und Kaiser Karl war in Sachsen die Obrigkeit, so dass es für ihn vermutlich in den Sachsenkriegen schlicht um die Unterwerfung von (aufrehrerischen) Untertanen gegangen sei. Ob aber den Sachsenkriegen Karls von Beginn an auch die Ambition einer Bekehrung von Heiden zugrunde lag, ist in der Forschung durchaus umstritten. Nach Auffassung Springers hatte der Kaiser lange vor 804 die Bekehrung der Sachsen beabsichtigt, so dass man bezüglich der Sachsenfeldzüge von einem ungewöhnlichen und neuartigen Krieg sprechen kann, da hier zum ersten Mal versucht wurde, das Christentum mittels Krieg auszubreiten. Gerade wegen dieser Zielsetzung zeichneten sich die Sachsenkriege durch eine außergewöhnliche Brutalität aus.

Abschließend erläuterte Springer anhand der Bestimmungen in der „Capitulatio de partibus Saxoniae“ die Auswirkungen der zwanghaften Bekehrung für die Lebensweise der Sachsen. Unter Androhung der Todesstrafe wurden heidnische Handlungen, wie Menschenopfer, Brandbestattung oder die Missachtung des vierzigstägigen Fastens verboten, während mehr alltägliche Handlungen, z.B. das Abhalten von Gastmählern für die heidnischen Götter, unter Geldstrafe gestellt wurden, wobei sozial höher Gestellte strenger belangt wurden als die unteren Schichten.

Zu den Veränderungen des alltäglichen Lebens, die das Christentum mit sich brachte, gehörte unter anderem ein neuer Umgang mit der Zeit. Hierbei nannte Springer besonders die Sonntagsheiligung als krassen Einschnitt in das Alltagsleben. Aber auch das christliche Gebot, vierzig Tage auf Fleisch zu verzichten, muss sich besonders auf die Lebensverhältnisse der ärmeren Leute ausgewirkt haben, da die Menschen in ihrer Nahrungsmittelauswahl sehr eingeschränkt waren. Hinsichtlich des Taufgelöbnisses der Sachsen und deren Absage an ihre alten Götter wies der Vortragende darauf hin, dass zur Zeit Karls des Großen eine andere Glaubensauffassung bestand als heute: Denn an einen Gott zu glauben hieß damals, sich in seine Untertanschaft zu begeben. Die Sachsen schworen zwar ihrer Untertanschaft gegenüber den heidnischen Göttern ab, deren Existenz wurde jedoch nicht angezweifelt. Somit bedeutete etwa in Karls Augen der Abfall vom christlichen Glauben, sich gleichzeitig der Untreue gegenüber König und Kaiser schuldig zu machen.

In der sich anschließenden Diskussion wurde das gezeichnete Bild weiter ausdifferenziert: Das Christentum hatte sich freilich nicht nur negativ auf das sächsische Alltagsleben ausgewirkt, sondern auch zur Stärkung der Herrschaftsstrukturen, des Wirtschaftslebens und der Lebenssicherheit beigetragen und das gesamte Leben in Sachsen erfasst.

Dr. Bettina Braun (Universität Paderborn) sprach zu dem Thema „Herrschaftswechsel und Besatzung: Paderborn im Dreißigjährigen Krieg“ und machte an diesem, eine ganze Generation umfassenden Krieg augenscheinlich, dass die kriegerischen Auseinandersetzungen die Bevölkerung nicht über einen längeren Zeitraum hinweg durchgängig und gleichmäßig unter Druck setzten. Gerade auch für die Paderborner Zeitgenossen, so Braun, hätten sich

die dreißig Jahre Krieg als ein vielschichtiges Auf und Ab und nicht als lineare Entwicklung präsentiert, wie einfache Verlustrechnungen häufig suggerieren. Diesen „Wechselbädern“ infolge des Krieges widmete sich Dr. Braun mit der Untersuchung der Herrschafts- und Konfessionswechsel in Paderborn, wobei sie sich aufgrund der Quellenlage auf die städtische Führungsschicht konzentrieren musste. Der Dreißigjährige Krieg brachte den Paderbornern einen zehnmaligen Wechsel der Herrschaft, was über das übliche Maß damaliger Erfahrungen weit hinausging.

Dabei fallen drei Herrschaftswechsel ins Auge, in denen sich die Taktik der Paderborner auffallend stark veränderte. Während der Rat nämlich noch 1622 sehr bereitwillig mit Herzog Christian von Braunschweig kooperiert hatte, ging er in den Jahren 1631 und 1633, als die Stadt nach fast zehnjähriger Herrschaft des Kurfürsten Ferdinand von Köln von Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel eingenommen wurde, innerhalb seines doch recht geringen Handlungsspielraumes ausgesprochen vorsichtig vor und versuchte sich nach allen Seiten abzusichern. Denn die Ratsherren beharrten beide Male ausdrücklich darauf, dass protokollarisch festgehalten werden solle, sie hätten den Eid gegenüber dem hessischen Landgrafen nur unter Druck und Zwang abgelegt. Außerdem seien die kurfürstlichen Beamten, die katholische Geistlichkeit und die katholischen Institutionen zu schonen. Dafür waren die Bürger sogar bereit, Nachteile in Kauf zu nehmen. Hinter dem Verhalten der Ratsmitglieder dürfte sich jedoch weniger eine besondere Treue zum Kurfürsten verborgen haben, als vielmehr die Erfahrungen, die die Paderborner im Jahre 1622 hatten machen müssen. Damals mussten sie die bereitwillige Preisgabe des katholischen Glaubens nach der Einnahme der Stadt durch Herzog Christian von Braunschweig

schwer büßen, nachdem die Stadt von Kurfürst Ferdinand zurückerobert worden war. Denn bei dem kurfürstlichen Strafgericht gab die konfessionelle Haltung den entscheidenden Ausschlag bezüglich der Verhängung des Strafmaßes. Diejenigen, die aktiv an der Wiedereinführung des lutherischen Glaubens mitgewirkt hatten, wurden zu Geldstrafen und Landesverweisung, drei von ihnen gar zum Tode verurteilt. Die Stadt insgesamt verlor einige ihrer erst 1619 zurückgewonnenen Privilegien, zudem wurde die Einwohnerschaft in der neuen Ordnung von 1623 auf den katholischen Glauben verpflichtet. Deshalb versuchten die Ratsherren ein Jahrzehnt später zu demonstrieren, sie hätten alles dafür getan, um den Fortbestand der katholischen Kirche unter dem reformierten Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel zu sichern. Letztlich hatte also keiner der zehn Herrschaftswchsel in Paderborn so gravierende politische und konfessionelle Folgen besessen wie der von 1622.

In einem zweiten Teil beschäftigte sich die Vortragende mit den Belastungen, die ein Herrschaftswchsel immer nach sich zog, wobei hier insbesondere die finanziellen zu nennen sind. Neben den ständigen, kriegsspezifischen Ausgaben (Verstärkung der Stadtmauern, Verpflegung der Soldaten, Kontributionen und die Verehrungen an die Offiziere zur Durchsetzung von Disziplin in der Truppe) wurden der Stadt Paderborn im Verlaufe des Krieges viermal außerordentliche Zahlungen abverlangt, deren Höhe besonders 1631 und 1646 die Stadt an den Rand des Ruins brachte und unter deren Folgen sie Jahre zu leiden hatte. Somit wurden die 30er Jahre in Paderborn von einer finanziellen Misere geprägt, die durch die Pestepidemie von 1636, der 40% der Bevölkerung zum Opfer fielen, zu einer existentiellen Bedrohung geriet.

Insgesamt also hatten die Paderborner Bürger ganz unterschiedliche Phasen des

Krieges zu durchleben, die wiederum ganz spezifische Belastungen mit sich brachten: In den 20ern und Anfang der 30er Jahre waren es die konfessionellen und politischen Folgen, mit denen die Bürger fertig werden mussten, während sie in den 30er und 40er Jahren vor allem mit den finanziellen und wirtschaftlichen Belastungen zu kämpfen hatten.

Der sehr komprimierte Vortrag von Dr. Benjamin Ziemann (Universität Bochum) mit dem Titel „Kriegsgesellschaft und Kriegserfahrungen in der Region: Methodologische Überlegungen am Beispiel der beiden Weltkriege“ schlug dann die Brücke zum 20. Jahrhundert und zeigte die Probleme und die Chancen auf, die sowohl der „Blick von unten“ als auch die regionalgeschichtliche Perspektive auf die Weltkriege haben können. Laut Ziemann würden in manchen regionalgeschichtlichen Darstellungen bis heute (unreflektierte) Ableitungen aus der „allgemeinen Geschichte“ vorgenommen, was er anhand eines Zeitungsartikels aus jüngster Zeit belegte, in dem das bekannte Bild von der angeblichen Kriegsbegeisterung von 1914 unbesehen auf das Ruhr-Revier übertragen wurde. Demgegenüber gelangte die neueste Forschung jedoch zu der Auffassung, dass die Kriegsbegeisterung in der Arbeiterregion überhaupt nicht verbreitet war. Im Falle des erwähnten Artikels sei die für die Regionalgeschichte sehr wichtige Frage außer Acht gelassen worden, was im Hinblick auf die großen Schlachten wie Verdun typisch, symptomatisch oder bedeutsam für die Schilderung des Ersten Weltkriegs aus der Sicht des Ruhrgebiets sei.

Die verbreitete Annahme, der „Blick von unten“ auf die Kriege sei eine Errungenschaft der 80er Jahre, verwarf Ziemann als falsch. Vielmehr sei die Darstellung der Weltkriege aus der Perspektive des kleinen Mannes „eine direkte Folge der spezifischen Kriegskultur der beiden Weltkriege



und der durch sie forcierten sammelnden und darstellenden Arbeit am nationalen Gedächtnis.“ Schon seit 1914 werde die Sichtweise des Volkes, da Ressource für die Kriegsführung, wesentlich ernster genommen als zuvor. Besonders geeignet, um dieser Perspektive näher zu kommen, sei, so Ziemann, die Quellengattung der Feldpostbriefe, da sie sehr authentisch und nicht durch nachträgliche Sinnstiftungsprozesse verfälscht worden seien (wie z.B. Memoiren), zudem massenhaft existierten und auch Schichten umfassten, die sonst nicht oder wenig schrieben. Mit Hilfe dieser Quelle könne man den Erfahrungshorizont breiter Bevölkerungskreise erfassen. Der hier ins Spiel kommende Begriff der Erfahrung ist inzwischen bezüglich der Aufarbeitung der Geschichte der kleinen Leute in den Weltkriegen methodisch zunehmend in den Mittelpunkt gerückt worden. Gerade in jenem Zusammenhang bietet die Region eine Erfolg versprechende Forschungsperspektive, da die hier überkommenen Besonderheiten und Identitäten die Ausdeutung kriegerischer Ereignisse prägen können. Die erfahrungsgeschichtliche Perspektive kann zudem die Vorstellung von einer tief greifenden Differenz zwischen Heimat und Front überwinden helfen und vor falschen Schlussfolgerungen bezüglich der Mentalität der Frontgeneration schützen, insofern etwa Kriegserlebnisse nur dann bedeutsam sind, wenn sie sich in tradierte Strukturen sozialen Wissens einfügen.

Die Betrachtung eines Krieges unter dem Aspekt der Erfahrung überschreitet nach Ziemann zwingend die zeitliche Begrenzung der kriegerischen Auseinandersetzung, so dass eine Regionalgeschichte immer auch die Nachkriegszeit in ihre Darstellung mit einbeziehen muss. Nur so könne die Frage beantwortet werden, ob große Schlachten bzw. die „allgemeine Geschichte“ sich überhaupt auf die regionale

Kriegserfahrung ausgewirkt haben. Für eine regionalgeschichtliche Perspektive auf die Weltkriege seien gerade nicht die nationalen Symbole wie Verdun entscheidend, sondern die Verbindung der Ereignisse mit lokalen Persönlichkeiten oder in katholischen Gebieten mit Wallfahrtsorten, schließlich auch prägende Geschehnisse der Nachkriegszeit, wie z.B. der Ruhrkampf 1923, der die Ausdeutung des Ersten Weltkrieges im Nachhinein spezifisch geformt hat. Regionale Kriegserfahrungen seien folglich „Zusammenhänge und Bedeutungen eines Krieges, die sich auch nach dessen Ende lebensweltlich tradieren und weiterhin im Bewusstsein der Bevölkerung eine Bedeutung erhalten.“ Studien unter dem Gesichtspunkt der Erfahrung gehen somit über Zäsuren, die von der Politik- oder Militärgeschichte gesetzt werden, weit hinaus und relativieren deren Bedeutung.

Den Schlusspunkt der Tagung setzte dann ein Zeitzeugenbericht: Willi Mues erzählte unter dem Titel „Das Ende des Zweiten Weltkrieges. Persönliches Erleben eines Zeitzeugen“ von seinen Erfahrungen, die er als Kind in Erwitte während des Zweiten Weltkriegs machen musste. Das Schicksal seines im Krieg gefallenen Lieblingsonkels bewegte ihn derart und nachhaltig, dass er es sich zur Aufgabe setzte, dessen Lebens- und Leidensweg aufzuklären. Den Teilnehmern der Tagung wurde durch den sehr lebensnahen Vortrag höchst eindrücklich vorgeführt, dass Kriegserfahrungen auch über ein halbes Jahrhundert später für die Betroffenen noch sehr lebendig, prägend und gegenwärtig sein können. Das unterstrich auch die anschließende, teilweise sehr emotional, aus eigenem Erinnern heraus geführte Schlussdiskussion, die noch einmal deutlich machte, wie lohnend und wichtig es war, sich mit dem Thema Krieg unter der Perspektive von unten auseinander zu setzen.